

mann betont die Verpflichtung der Theologie vor der Öffentlichkeit. Kritik und Forderungen werden deutlich ausgesprochen: „Trotz der redlichen Bemühungen einzelner weltfähiger Theologen erscheint – in der Perspektive der Publizistik – zumindest die akademische Theologie als in sich rotierender Betrieb, als Anstrengung unter Ausschluss der Öffentlichkeit“ (213). Wird so die Theologie als Schuldnerin der Öffentlichkeit gesehen, so ergänzt H. noch, daß sie auch Schuldnerin der Sprache und der Menschen ist. Demnach „muß Theologie zukünftig theologia publica sein, oder sie degeneriert vollends zur Geheimlehre; sie muß theologia hermeneutica sein, oder sie degeneriert vollends zur Ideologie; sie muß theologia politica sein, oder sie degeneriert vollends zum Opium des Volkes“ (219 f.). – Im Gespräch mit M. Horkheimer wird deutlich, daß Grenzüberschreitungen der Theologie ihre Funktion genommen haben. – Die weiteren Beiträge sind: W. Kasch, Theologie unter den Bedingungen des Endlichkeitsbewußtseins – K. Koch, Der Beitrag der alttestamentlichen Theologie zum Verhältnis von Glaube und Geschichte – P. Lengsfeld, Revolution und Reformation als theologisches Problem – P. Matussek, Amtskirche und Theologie in der Sicht des Psychologen – G. May, Die Funktion der Theologie in Kirche und Gesellschaft – M. Mezger, Botschaft und Erkenntnis – P. Mikat, Zur theologischen Ortsbestimmung des Kirchenrechts – K. Obermayer, Kirchenreform und Kirchenrecht – T. Rendtorff, Theologie in der Welt des Christentums – P. Schoonenberg, Theologie als kritische Prophetie – R. Seewald, Die Theologie und der Laie.

St. Pölten/Wien

Karl Beck

CARDONELL JEAN, *Gott in Zukunft*. Aufforderung zu einer menschlichen Welt. (196.) J. Pfeiffer, München 1969. Kart. lam. DM 9.80, sfr 11.65, S 74.50.

Die große Tragik von heute besteht darin, daß der Glaube, den wir zu „besitzen“ meinen, unser eigentliches Leben mit seinen vielschichtigen Fragen und ungelösten Problemen einfach nicht erreicht: das ist der Ausgangspunkt dieses aufrüttelnden Buches, das als „das Theologische Buch des Jahrhunderts“ bezeichnet wurde. Die Feststellung: „Unser größtes Unglück ist es, den Glauben zu besitzen“ (16) ist schockierend, führt aber letztlich dahin, unseren Glauben an Jesus Christus viel echter, lebendiger und dynamischer zu sehen.

Dieser Jesus Christus, der den Menschen zu seinem Menschsein befreit – wie der Autor sich ausdrückt – wird uns so vor Augen gestellt, daß wir einfach herausgefordert sind, seinem Beispiel radikalster Brüderlichkeit nachzuleben, wenn unser Menschsein überhaupt einen Sinn haben soll. An Hand einer sehr existentiellen Interpretation von einigen

Gleichnissen Jesu wird die zentrale Forderung Christi nach gelebter Brüderlichkeit erhellt und unter ganz neuen Perspektiven gezeigt. Christus steht immer wieder als der vor uns, der sich mit den bestehenden Zuständen des Elends, der Krankheit und Not nicht einfach abgefunden hat, sondern sofort geholfen und damit Mut zu neuem Beginn gemacht hat. „Das Böse läßt sich nicht erklären, sondern nur bekämpfen“ (44), so lautet die Quintessenz, die sich als Konsequenz aus der Haltung Christi für uns ergibt. Nicht die Religion des Opfers darf im Vordergrund stehen, sondern der Glaube, der aus einem radikalen Kampf gegen alle Ungerechtigkeit hervorgeht, muß unser Leben bestimmen, denn „Gott ist das Nein zur Ungerechtigkeit“ (101).

Wenn dabei die politische Dimension der Haltung Christi in den Vordergrund gerückt wird, ja wenn Christus gewissermaßen als Initiator zu einer immer wieder notwendigen Sozialreform erscheint, so darf dies – der Verdacht ist zwar naheliegend – nicht als Entstellung und verhängnisvolle Vereinseitigung der Heilsbotschaft gesehen werden. Dem Autor geht es vielmehr darum, die Akzente ganz bewußt auf diese Forderungen des Christentums zu setzen, da oft genug einer individualistischen Frömmigkeit zu sehr das Wort gesprochen wurde. Von da her ist auch die Kritik zu verstehen, die der Autor an der institutionellen Kirche übt, da diese sehr oft an den bestehenden Mißständen in der Welt vorbeigegangen ist und damit am Auftrag Christi versagt hat. Ebenso sind manche Aussagen des Autors über seinen Glauben (136) ganz bewußt scharf akzentuiert und provozierend, um damit manche zu etablierte Formen und Formeln aus den Angeln zu heben. Die Forderung, „eine Kirche wiedererstehen zu lassen, die sich um jene Haltung bemüht, wie sie Jesus Christus eigen war“ (34), scheint berechtigt zu sein.

Wenn auch manches in diesem Buch nicht sehr „orthodox“ klingt, ja wenn sogar vieles neu und ziemlich revolutionär ist, so kann es doch – oder vielleicht gerade deswegen – zur Lektüre nur bestens empfohlen werden, da es uns eine Möglichkeit zur christlichen Existenz mit aller Vitalität und Dynamik aufzeigt und auf jeden Fall eine „heilsame Unruhe“ auszulösen vermag.

Freistadt

Kurt Aigner

HEINEN WILHELM (Hg.), *Bild – Wort – Symbol in der Theologie*. (308.) Echter, Würzburg 1969. Ln. DM 24.–, brosch. DM 16.80.

In diesem hochaktuellen Vorlesungszyklus über die abwechselnd dominierende Bedeutung der Grundelemente menschlicher Mitteilung, Bild, Wort oder Symbol im Laufe der Geschichte und über deren Rolle in den theologischen Disziplinen, äußern sich der Reihe nach bekannte Mitglieder der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster.

Der Moraltheologe W. Heinen erläutert an einem kurzen historischen Rückblick die stete Symbolverbundenheit der Theologie, gleich, ob sie, wie früher mehr deduktiv wirkte, oder wie neuerdings, den induktiven Weg beschreitet, von Phänomenen und Wirklichkeiten dieser Welt ausgeht. Sie ist Mittlerin zwischen Gläubigen und dem Mysterium, und da sie ihre Wissenschaft aus zweifacher Quelle, aus der Vernunftserkenntnis und aus dem Glauben schöpft, prädestiniert, jene Lücke zu füllen, jene unbewußten menschlichen Forderungen zu beantworten, die andere, rein-rationale Wissenschaften offenließen. — Er nimmt auch zur Rolle des Bildes, Wortes und Symbols in moraltheologischer Aussage, Forderung und Imputation Stellung, in der das Ursymbol Jesus Christus, Abbild Gottes, die Urbilder der Frau und Mutter bzw. des Vaters einen dominanten Platz einnehmen, indem sie den Urvorstellungen jeder menschlichen Persönlichkeit entsprechen und sie prägen. — H. Eising, atl. Exeget, liefert die Gründe für das „Bildverbot“ im frühen Israel. Dies geht nicht nur auf Mißbrauch, vielmehr auf die allgemeine Auffassung zurück, man dürfe und könne Jahwe, den lebendigen, stets nahen, kraftvoll einwirkenden Gott in keinem „toten“ Gegenstand nachfertigen, zumal da der Mensch selbst das wahre, würdige Ebenbild und Gegenüber Gottes darstellt. — Das Referat des zweiten Alttestamentlers, J. Schreiner, bezieht sich auf die Symbolsprache der jüdischen Apokalyptik, die in ihrer Bilderfülle den heutigen Menschen wohl fasziniert, doch bei seiner rationalen Einstellung wenig beschäftigt. Die Gründe für die verhüllten Darstellungen dieser mächtigen Visionen finden sich teils in äußerem Bedrohsein der damaligen Zeit, teils war es nur in kosmisch-natürlichen Gebilden, in Personen- und Tiergestalten, Metall- und Zahlensymbolen möglich, die in Träumen zuströmende Flut von vieldeutigen Eindrücken über das nahende Gottesreich wiederzugeben. — Der Neutestamentler J. Gnllka spricht über die vom Worte getragene evangelische Botschaft des Heiles. Was die Form betrifft, wurde dazu die bildhafte Redeweise gewählt, die den aufmerksamen Hörern aller Schichten verständlich ist; ja, diese Gleichnisse und Parabeln mit ihrem Dialogcharakter sind imstande, die beabsichtigte innere Wandlung zu bewirken. — B. Kötting, Professor für Geschichte der alten Kirche, gibt eine wertvolle Schilderung des allmählichen Wachstums der bildlichen Darstellung im frühen Christentum, die sich erst von alttestamentlich-bilderfeindlichen, philosophisch-bilderkritischen und heidnisch-kultischen Einflüssen freimachen mußte, um im 3. Jahrhundert zur szenischen Ausmalung des Kirchenraumes zu gelangen, und schließlich, ab Chazdedon 451, die Darstellung der Christusgestalt zu wagen. — E. Iserloh, Professor für mittlere und

neuere Kirchengeschichte, führt uns in seinem Beitrag über die Fehlhaltungen des Symbolismus mit der allegorisierten Messe zu dessen Reaktion, dem Nominalismus des späten Mittelalters, unter dessen Einfluß es zu einer Unzahl individualisierter Meßformen und Altären kam, die jedoch mit dem Urbild wenig zusammenhängen. Hierauf drängten einige Reformatoren, darunter die Bilderstürmer Karlstadt und Müntzer, auf eine vereinfachte, vernünftige Liturgik, die wiederum zum Scheitern verurteilt war, da sie die von Gott gegebenen Sakramente mit ihren, der Volksseele tiefest verbundenen Elementen vermissen ließ. — Der Dogmatiker K. Rahner befaßt sich in seiner Vorlesung mit der „zweifachen menschlichen Grunderfahrung“, dem Hören-und-Sehen Gottes. Wir Menschen müssen diesen Streit um die Oberherrschaft zwischen Augen oder Ohren, der eigentlich kein wahrer Streit ist und auch epochalen Wandlungen ausgesetzt ist, durchhalten, bis wir einst das „Wort“ Gottes „von Angesicht zu Angesicht“ erfahren dürfen. Inzwischen bleibt das göttliche Liebesgeheimnis offen zum Schauen und Hören, unnahbar und zugleich stets nahe. — Der zweite Systemtheologe, W. Kasper, gibt seinerseits nützliche Vorschläge zu einer sakramentalen Erneuerung in Hinblick auf die kritische Frage: Ist der heutige Mensch überhaupt noch „symbolfähig“? Seit dem II. Vatikanum geht es darum, „dem heutigen Menschen von den Grundlagen der modernen Anthropologie her einen neuen Zugang zu der Welt der Sakramente zu eröffnen“. Kasper meint, daß sich deshalb der sakramentale Vollzug 1. menschlich neuorientieren und vor Verfeierlichung hüten, 2. christlicher werden und durch Wortverkündigung den Glauben stets neu wecken sollte, 3. Wort und Sakrament eng aufeinanderbezogen, die wesenhafte Erneuerung des Menschen in Glaube-Hoffnung-Liebe zum Ziel nehmen solle. — Der Liturgiewissenschaftler Lengeiling bezeichnet Wort und Bild als Elemente der konstitutiven „Zeichenhaftigkeit“ der gesamten Liturgie. Er nennt historische Beispiele im Osten und im Westen für liturgische Einseitigkeit und befürwortet eine Liturgiereform durch Abschaffung allegorischer, verkrusteter Riten, wogegen den primären, wesentlichen Riten zu ihrer vollen Ausdruckskraft verholfen werde. — Der zweite Liturgiewissenschaftler Lengefeld schwenkt in die evangelische Theologie hinüber, die allgemein als Theologie des Wortes bezeichnet wird. Am Beispiel des von der Philosophie Schellings beeinflussten Pöhl Tillich (1886–1965) zeigt er eine symbolpositive reformatorische Bestrebung auf. Wesentlich bei Tillich waren seine Unterscheidung zwischen Zeichen (konventionell vereinbart) und Symbol (drei Wesensmerkmale: Partizipation an der Wirklichkeit, Eröffnungsfunktion zu neuen Dimensionen, Un-

abhängigkeit von Willkürlichkeit). Daher bleibt ein Ursymbol kraft seiner Authentizität und lebendiger Erfahrungsgrundlage zeitlos-transparent bestehen, während andere Zeichen Gefahr laufen, rein traditionell oder ästhetisch zu werden, weshalb sich ein stetes Überprüfen der Symbolik im Protestantismus, wie im Katholizismus empfiehlt. — Einen wichtigen Beitrag leistet in seiner Untersuchung „sozialer Statussymbole in der Kirche“ der Sozialwissenschaftler W. Weber. Seine Ausführungen seien von soziologischer, nicht theologischer Sicht aus gegeben. Er schildert das bisherige Nebeneinander von Kirche und Staat, worin die Kirche die ihr zugewiesene, meist problemlose Rolle würdig zu tragen wußte. Doch der Wandel von feudal-zugewiesenem Status zur selbsterworbenen, auf persönliche, qualifizierte Leistung aufgebaute Autorität machte auch vor der klerikalen Ordnung nicht halt. Er rät, unter der Gefahr eines drohenden Prestigeverlustes, angesichts des immer stärkeren Eindringens der Laien in bisher dem Priester vorbehaltene Funktionen, zu einer Stärkung sozialer Sicherheit, einer Vitalisierung der theologischen Disziplinen und zu einer Hebung des persönlichen Leistungsniveaus bei zukünftigen Theologen, denn die „professionelle Unterentwicklung darf nicht mit der ‚Torheit des Kreuzes‘ kaschiert werden“! — J. Glazik, der Missionswissenschaftler, spricht zum Problem, wie man die christliche Heilsbotschaft in geeignetester Weise Völkern anderer Kulturbereiche vermittelt? Trotz der Ermutigung zu weitgehender Anpassung an volkseigene Sitten im neuen Missionsdekret sei Grund zur Vorsicht angebracht, da durch falsche Übersetzung in fremde termini oder mythische Mißdeutung Wesentliches verfehlt werden kann. Der Weg sei weit, nur stufenweise begehbar, begleitet von ständiger Überprüfung von Wort, Bild und Symbol nach ihrem letzten Sinn. — Der Vortrag W. Dreiers über theologische Erwachsenenbildung rundet den Zyklus ab. Dreier richtet seine besondere Aufmerksamkeit auf drei Lebensbereiche: das für die menschliche Entfaltung primäre Ehe- und Familienleben, das Sekundärsystem, den industriellen Produktionsbereich, der in seiner Sprache und Bildwelt mit menschenunwürdiger innerer Verödung droht, und schließlich die organisierte Freizeit, die mit entwertenden Werbeslogans und falschen Statussymbolen die Gefahr in sich birgt, den Menschen von seiner „gottesebenenbildlichen Herrschaft seiner Umwelt“ in eine materielle „Besessenheit“ hineinzusteigern. Die Lösung sieht Dreier nicht in einer weltverachtenden theologisch-profanen Erwachsenenbildung, sondern in neuen weltorientierten, konkreten Antworten alle Lebensgebiete betreffend. Den heutigen Statussymbolen nicht erliegen, sondern sie zu Mitteln christlichen Heils werden lassen! — Das Buch wird, ob seiner tiefgreifenden An-

regungen zum Erkennen und Beheben manchen modernen Übels durch neuorientiertes Bild-, Wort- und Symbolverständnis nicht nur in Theologenkreisen ein lebhaftes Echo hervorrufen.

Salzburg

Gottfried Griesel

Ö K U M E N E

SCHLETTE HEINZ ROBERT, *Veränderungen im Christentum*. (Theologia publica 12.) (131.) Walter, Olten 1969. Brosch. lam. sfr 11.—.

Dieser Sammelband greift Fragen auf, die sich im christlichen Verständnis der Gegenwart z. T. tatsächlich gewandelt haben oder zumindest der „Veränderung“ bedürfen. Dazu stellt der Autor verschiedene Vorträge zusammen, die im Laufe der letzten drei Jahre durch Rundfunkanstalten der Bundesrepublik ausgestrahlt wurden. Der Band umfaßt demgemäß eine Fülle von Themen. Einsetzend bei der Frage nach der Möglichkeit (und Unmöglichkeit) verbaler Orthodoxie behandelt Sch. in weiteren Beiträgen Probleme des Dogmenverständnisses, einer gewandelten Spiritualität, der Stellung zum reformatorischen Christentum, des Verhältnisses zu den nicht-christlichen Religionen, des Verständnisses des Apostelamtes, der innerkirchlichen Repräsentanz, der Neuorientierung der Mission, der „Jenseitigkeit“ oder „Diesseitigkeit“ des Reiches Gottes, des Verhältnisses zu humanistischen Tendenzen der Gegenwart und schließt den Band mit dem Versuch einer Beantwortung der Frage: „Wird die Welt christlicher?“ Seit den Daten der Erstsending haben diese Themen und auch die Beiträge nichts an Aktualität verloren. Bis heute ist der Titel „Veränderungen im Christentum“, in jene Richtung, die Sch. bei den Einzelthemen anschnidet und fundiert, mehr als Postulat denn als Faktum zu verstehen.

Vom Autor selbst sind zu verschiedenen auch hier angeschnittenen Problemkreisen schon größere Arbeiten erschienen (vgl. etwa: Epiphanie als Geschichte; Christen und Humanisten; Kommunikation und Sakrament). Bemerkenswert ist vor aller Einzelthematik der Denkanstoß Schlettes der, wie in seinen größeren Werken, auch in diesen für einen breiteren Hörerkreis gedachten Vorträgen zum Ausdruck kommt: Der Versuch, Theologie ohne jede ideologische Fixierung zu treiben, von einer rationalen-kritischen Fragestellung ausgehend, ohne aber die theologische Tradition außer acht zu lassen. Inhaltlich gesehen erscheinen dem Rezensenten besonders wichtig und interessant die beiden letzten und die beiden ersten Beiträge. Die beiden ersten Abhandlungen kann man unter dem Thema „Einheit der Kirche“ zusammenfassen, und zwar sowohl im historischen Ablauf als auch in der heutigen Situation gesehen. Beidesmal wird deutlich, daß „Orthodoxie“ ein sprachliches Problem ist und eben auch die Frage nach Möglich-